lange unausgenützt läßt und auch jetzt nur langsam beginnt, sich mit ihrer Ausnützung zu beschäftigen. Je nach der Regen- oder Trockenzeit entsprechen die Sambesifälle einer Summe von 250 000 bis 600 000 PS. Es wird immerhin noch einige Jahrzehnte dauern, bis die Werke, die die größten der Welt sein werden, in den Betrieb genommen werden können.

Baskischer Nationalsport

Von Fergus.

Der reiche Engländer, der seinen Sommer in den luguriösen Hotels von Biarritz verbringt, und der amerikanische Globetrotter, der in einer Woche drei europäische Länder „kennen lernt" und im vornehmen Car durch die Pyrenäen fährt, haben keine Gelegenheit, Sitten und Gebräuche der baskischen Bevölkerung näher zu beobachten. Und doch verlohnt es sich, diesem merkwürdigen Volksschlag, der die Westpyrenäen auf französischer und spanischer Seite besiedelt, und der sich Rasse, Sprache, Lieder und Gebräuche aus alter Zeit rein erhalten hat, einige Aufmerksamkeit zu schenken.

In den Sommermonaten, von Juni bis Oktober, ist das Treiben in den baskischen Städten und Städtchen besonders rege, wenn eine jede das Fest ihres Schutzpatrons in dreitägigen bunten Veranstaltungen feiert. Der Höhepunkt wird Mitte August, in den Tagen um Mariä Himmelfahrt, erreicht; und wiederum das berühmteste von den Festen, die sich in dieser Zeit nur so drängen, ist dasjenige von St. Jean-Pied-de-Port. In waldige Hügel eingebettet, liegt diese Hauptstadt des einstigen Nieder-Navarra an der historischen Straße nach Spanien unweit vom Roncevalles der Rolanderzählung. Die lebhaften Farben des Himmels, der Landschaft und der geschmückten Stadt sind von einer Sonne überglänzt, deren Gunst in dieser Gegend manchmal schon etwas unangenehm empfunden wird. Dennoch ist die Bevölkerung in lebhaftester Bewegung. Umzüge mit Musik, Jahrmarkt, Tänze und sportliche Veranstaltungen folgen einander in bunter Reihe. Dem Sport vor allen Dingen huldigt dieser urwüchsige kräftige Menschenschlag (sind sie doch stolz, daß ein Paolini aus ihren Reihen hervorging) und zwar behauptet neben Pferde- und Radrennen der nationale Baskensport die Pelote, den weitaus größten Raum.

Das Spiel hat mit dem Tennis einige Aehnlichkeit. Doch ist das Feld größer und an der einen Schmalseite durch eine hohe massive Mauer abgeschlossen. Von beiden Parteien nehmen gewöhnlich drei Spieler teil, die sich gleichmäßig über das Feld verteilen. Ihre markigen, gebräunten Bauerngesichter (denn die Pelote ist im ganzen Volke lebendig und vorwiegend Amateursport) heben sich vom malerisch überhängenden schwarzen Barett und vom blendend weißen Hemd prächtig ab. Einige „Champions" sind geradezu vergöttert, und ihre Namen werden mit Ehrfurcht genannt, so die Donqaitz, Mondragones, Foraues, und der gefeierte Chiquito von Kamba. Aber die Herren wissen das auch, und ihre Geldforderungen bringen es deutlich zum Ausdruck, zumal wenn sie in Peseten berechnet sind. Und das ist häufig genug der Fall, da eine Partie erst dann als vornehm gilt, wenn sie „international" ist. Das heißt, wenn französische und spanische Basken einander gegenüberstehen.

Der Ball wird an die Wand geschleudert, prallt zurück und muß nun abwechselnd von der einen oder anderen Partei zurückgeschleudert werden. Jeder verpaßte oder verspielte Ball trägt der Gegenpartei einen Punkt ein. Die Pelote wird in mehreren verschiedenen Variationen gespielt; am beliebtesten ist sie „a chistera", d. h. mit einem bumerangförmig gebogenen Korb, der an den rechten Unterarm angeschnallt ist und mit dessen Hilfe der Ball aufgefangen und geschleudert wird. Die Entfernungen, die der Ball zurücklegt, sind oft beträchtlich, und es versteht sich von selbst, daß ein großer Aufwand an Kraft und Geschicklichkeit zum Spiel gehört. So wird die Partie, zumal in der südlichen Sonne, sehr anstrengend, und die Spieler, die sie mit der „nackten" Hand spielen, können leicht einmal wegen einer Armschwellung nicht antreten.

Was irgend Beine hat, kommt zu solchem Spiel als Zuschauer. Mit gespannter Aufmerksamkeit wird der Verlauf verfolgt, und nur hie und da wird die Stille durch anfeuernde Zurufe, oder auch durch ein rabenähnliches Gekrächz als Zeichen der Erregnug unterbrochen. Brausender Beifall, wenn ein interessanter Ball zur Entscheidung gelangt oder der endgültige Sieg errungen ist.

Gute Beispiele wirken erzieherisch. Der auswärtige Zuschauer fühlt sich durch diesen Sport so angespornt, daß auch er zur sportlichen Betätigung gereizt wird. Schon während der Partie juckt ihm das Fell, und einmal nach Hause zurückgekehrt, beginnt auch er seine Sportübung; allerdings eine andere: die Jagd. Denn (hier schalte ich die unvermeidliche Bitte um Verzeihung an die liebe Leserin ein, aber falls sie einmal in ähnliche Lage kommt, wird sie mir Dank wissen), denn — es gibt lausig viel Flöhe dort!

Die südafrikanische Obstkammer

Von Hanna Asch.

Der Gebirgszug nördlich von Kapstadt, die „Hexriver Mountains", durch dessen romantische Täler, über dessen grüne Höhen und von gewaltigen Viadukten neuzeitlicher Bauart überbrückten tiefen Schluchten jetzt die D-Züge von vormals Deutsch-Südwest nach Südafrika sausen ist ein wirkliches Paradies. Seine wundervollen landschaftlichen Reize entzücken jeden Reisenden, seine außerordentliche Fruchtbarkeit und hervorragende Eignung für die Obstkultur haben diese Gegend zu einem der wertvollsten Landstriche Südafrikas gemacht. Fruchtfarmen und Obstgärten reihen sich hunderte von Meilen aneinander. Die herrlichsten Früchte werden alljährlich in ungeheuren Mengen geerntet. Trauben in jeder Art und Größe der „Brüsseler" Treibhaus-Trauben, Reineclauden, Nectarinen und viele aufgezüchtete Abarten großer Pflaumensorten, faustgroße, saftige Pfirsiche und Aprikosen, wie wir sie hier bei uns kaum in den Fenstern der teuersten Feinkostgeschäfte in einzelnen Exemplaren sorgsam in Watte verpackt zu unerschwinglichen Preisen sehen, werden in Kapstadt während der Saison in Holzkästen mit 25—30 Stück verkauft. Auf den Straßen stehen zwischen Januar und April die Obstwagen hochgehäuft mit „Brüsseler" Trauben und anderen köstlichen Früchten zu 20 bis 25 Pfg. pro Pfund. Je nach dem Fortschreiten der Saison reifen auch große saftige Birnen und Aepfel, wie neben Apfelsinen und Zitronen fast alle europäischen Früchte. Nur Kirschen, blaue Bauernpflaumen, Stachel- und Johannisbeeren wollen sonderbarerweise nicht gedeihen. Auch Erdbeeren kommen nicht recht vorwärts, obwohl auf einzelnen Farmen immer wieder von neuem Versuche gemacht werden, so daß man frische Erdbeeren mit Schlagsahne hier und da in den Erfrischungsstätten südafrikanischer Großstädte haben kann.

Der Obstsegen ist so groß, daß sich im Gebiete der „Hexriver Mountains" beträchtliche Konserven- und Marmeladefabriken, Weinkeltereien, Sekt- und Likörfabriken angesiedelt haben, die die Ernte sogleich an Ort und Stelle verarbeiten und der Einfuhr der sonst die Welt versorgenden kalifornischen Fruchtkonserven schon empfindlichen Abbruch tun.

Daß diese paradiesische Ueppigkeit nicht etwa von der Natur selbst dort hingezaubert ist, melden die Aufzeichnungen van Riebecks, des großen holländischen Kolonisators, der vor nunmehr fast 300 Jahren, im Jahre 1652 mit seiner Frau und seinem kleinen Töchterchen im Auftrage der damals in Blüte stehenden Holländisch-Ostindischen Kompagnie am Kap der Guten Hoffnung, im Schatten des Tafelberges landete wo es trostlos und öde aussah. Hottentotten und Kaffern, die Viehzucht trieben, und von den wilden Feldfrüchten und Wurzeln, die sie aus der Erde scharrten, lebten, bevölkerten das öde Land.

Van Riebeck kam schon mit einem festen Programm an. Er brachte eine Fülle von Saatgut aller Art mit und begann alsbald mit Hilfe der ihn begleitenden Seeleute und Arbeiter — es sollen sogar auch einige Deutsche darunter gewesen sein — das Land zu kultivieren. Er fand den Boden vorzüglich. Die trockene Zeit ging ihrem Ende entgegen. Er ließ säen und pflanzen, so viel er konnte, und berichtete hoffnungsfreudig an seine Gesellschaft, „daß er Weizen, Gerste, Erbsen und vieles andere gesät habe und daß es ein wahres Entzücken sei, zu sehen, wie alles aufgehe und wie Rote Beete, Spinat, Rüben, Kohl sich entwickelten." Der fette Boden zwischen zwei Flüssen ließ eine prächtige Ernte erwarten. Er würde nun in die Lage kommen, die holländischen Segelschiffe die damals um das „Kap" fahren mußten, um nach Indien zu gelangen, mit frischem Gemüse und Obst zu versorgen, wodurch er hoffe, der schrecklichen Skorbutkrankheit, die auf den Schiffen wütete und viele Opfer forderte, Herr zu werden.

Die große Regenzeit setzte sehr plötzlich ein, und nach wenigen Tagen hatte van Riebeck einen trostlosen Bericht niederzuschreiben: Die Gärten und Felder waren überschwemmt, die Ernte gänzlich vernichtet, alles, was so herrlich aufgegangen war, Radieschen, Kohl und Getreide, war durch die furchtbaren Regengüsse weggerissen, und was der Regen nicht zerstört hatte, das hatte der Hagel vom Erdboden weggefegt. Das Wasser stand einen halben Meter hoch in den Zelten und in den notdürftig errichteten Lagerräumen, die Proviant für lange Monate bargen. Kälte kam hinzu. Die schwarzen Eingeborenen zogen mit ihrem Vieh davon in die fernen Berge und weigerten sich, Rinder und Schafe zurückzulassen. Die Lebensmittel verdarben, wurden knapp. Krankheiten stellten sich ein, Hunger warf die Leute nieder; viele starben weg, und eine schreckliche Leidenszeit begann für den optimistischen Kolonisten, seine Familie und die letzten überlebenden Genossen.

Doch dieser erste, furchtbare Mißerfolg untergrub van Riebecks Zuversicht zur Fruchtbarkeit des Landes und die Anbauungsmöglichkeiten nicht. Als der Regen etwas nachzulassen und die Sintflut abzulaufen begann, fing er mit neuem Mut an, zu säen und zu pflanzen. Der Regen hatte das ganze Land ringsum noch fruchtbarer gemacht. Die Saat ging nicht nur wundervoll auf, sondern auf den weiten, vorher trockenen, öden Landflächen sproß überall üppiges, frisches Gras hervor. Das ganze Land wurde über und über grün. Die Eingeborenen kehrten zurück mit ihrem Vieh, um es weiden zu lassen. Es wurde fett und vermehrte sich, so daß sie gern Stücke davon gegen Luxusartikel, besonders Kupferdraht zur Anfertigung ihrer Schmuckstücke, eintauschten.

Durch diesen Tauschhandel brachte van Riebeck eine Herde zusammen, und nach wenigen Monaten konnte er eine ganze holländische Handelsflotte in glänzender Weise mit frischem Fleisch, Gemüse und Milch verproviantieren, worüber er in überschwenglicher Freude an seine Gesellschaft schrieb, weil seine Pläne und Hoffnungen sich doch verwirklicht hatten.

Dies war der Anfang der Kolonisation des Kaplandes. Später drangen die Holländer weiter nach Norden vor. Sie erforschten nun auch die fernen Bergzüge. Gärtner und Bauern wurden nach Südafrika geschafft, die Pflanzen und neue Saaten mitbrachten. Die Kultivierung schritt trotz einiger harter Nakkenschläge unaufhaltsam vorwärts.

Obst- und Nutzbäume wurden in Massen gepflanzt, und wer heute unter den prächtigen uralten Eichen in Kapstadts Umgebung wandelt, in deren dichtem grünen Laub die Holztauben melodisch gurren, oder wer durch das Fruchtparadies des „Hexriver-Mountains", wie die später eindringenden Engländer den Gebirgszug tauften, fährt und die imposante Zusammenarbeit von Gartenwirtschaft, Handel und Industrie sieht, ahnt nicht, mit welcher Mühe und unter welchen Leiden vor nahezu 300 Jahren der erste Grundblock zu diesem Paradies gelegt wurde.

Am Ausguck

Vogelmord durch Oelschiffe.

An der Südküste Englands wurde kürzlich wieder einmal offenbar, welche Verwüstungen unter den Seevögeln angerichtet werden können, wenn Schiffe mit Oelheizung in der Nähe der Küste Oel ins Meer fließen lassen. In Kenneggy Core, einem kleinen Hafen Cornwalls, wurden mehr als ein Dutzend Leichen völlig geschwärzter Seevögel angespült. Sie lagen in einer dicken Oelschicht auf dem Strand. Auf dem Meere trieben weitere schwarze Flecken, wahrscheinlich noch mehr solcher Opfer. Die toten Vögel gehören zu einem großen Schwarm Tauchvögel, die sich im Frühjahr und im Sommeranfang an der Cornwall-Küste einfinden. Sie hatten sich arglos auf die öligen Wogen niedergelassen. Mit zusammengeklebten Flügeln konnten sie sich nicht wieder erheben und kamen elend um.

Benzin-elektrische Triebwagen auf amerikanischen Bahnen.

In Amerika gelangen in immer größerem Umfang benzin-elektrische Wagen auf den Eisenbahnlinien zur Verwendung. Bei den neuesten Wagen besitzt der Motor eine Leistungsfähigkeit, die zur Fortbewegung nicht allzu langer Züge ausreicht. Die Lehigh Valley Railroad stellte kürzlich auf ihren Hauptstrecken solche Triebwagen ein, die sogar Pullmann-Wagen mitführen. Ihr Gewicht beträgt sechzig Tonnen, ihre Länge 23 Meter. Das Höchstgewicht der Züge soll 316 Tonnen betragen, was etwa dem Gewicht eines europäischen Schnellzuges von neun Wagen entspricht. Die Antriebskraft liefern zwei Sechs-Zylinder-Motoren von je 250 PS, welche zwei Generatoren von 160 KW in Betrieb bringen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altona
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altona

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 14 — Mittwoch, 6. April — 1927

Von Wittekind*)

Vom Christentum.

Als Christus noch auf Erden wandelte, ist er mit seinen Jüngern auch durch das Westfalenland gekommen, das damals noch unbewohnt war. Wie er nun im Wandern mit ihnen redete vom Reiche Gottes und seiner göttlichen Sendung, da tat Thomas, der Zweifler, seinen Mund auf und sprach: „Herr, wärest du von Gott gesandt und ein Sohn des lebendigen Gottes, so erbarmtest du dich über dies fruchtbare Land und schüfest Menschen, die darin wohnen und seine Früchte genießen könnten." Da nahm Christus seinen Stab, stieß gegen einen Steinblock, der am Wege lag (oder wie es auch heißt: er stieß mit dem Fuße an eine Eichenwurzel), und ein Mensch erhob sich von der Erde, ballte die Faust gegen den Herrn und sprach: „Wat stöttst du mieck!" Dann wandte er sich gegen die Schar der Jünger und fuhr sie an: „Un gi Rabauen, wat dauet gi hier op murinen Grund un Bodden?"

Das war der erste Westfale.

Lebendig nach Belm und tot nach Engter.

Als unseren Vorfahren das Christentum aufgezwungen war, nahmen sie's anfangs nicht allzu genau mit dem neuen Glauben. So wohnte ein Bauer hinterm Berge mitten im Holz, der ging nur selten und wenn er gar nicht anders konnte, nach Belm zur Kirche. Einmal an einem hellen Wintertag war er am Dreschen, da hörte er allenthalben hinter dem Berge die Kirchenglocken läuten, machte sich darüber lustig und sagte zu seinen Söhnen: „Wat mag van Dage woll loß sin? De grauten Rüens blieket allenthalben sau bannig!" Später kam ein Mann vorbei und wunderte sich, als sie nicht einmal wußten, daß der erste Weihnachtstag wär. Da meinte der Bauer, hinter dem Berge würden sie wenig Neues gewahr. Als der Alte nun nach Jahr und Tag starb und seine Angehörigen ihn auf dem Kirchhof in Belm begraben wollten lassen, sagte der Pastor, er sei gar kein Christ, sondern ein rechter Heide und habe ihm einmal bei Lebzeiten gesagt, es gefalle ihm unter den Eichen und Buchen bei seinem Hof viel besser als zwischen den kahlen Kirchhofsmauern. Nun sollten sie ihn auch nur da begraben. In ihrer Verlegenheit gingen die Angehörigen zu dem Pastor von Engter, und der sagte, sie sollten den Alten nur bringen, solche Gäste habe er schon öfter gehabt.

Seit der Zeit gehören sie auf dem Hofe lebendig nach Belm und tot nach Engter.

Der große Gott von Soest.

Als das Christentum zuerst in Soest gepredigt wurde, hatte der Geistliche ein riesiges Kreuz mit einem ungeheuren Herrgott daran und das war der große Gott von Soest. — Manche sagen, das Bild wäre ein Patengeschenk Karls des Großen an Wittekind gewesen. — Im Süderlande sagt man spottend: „Du büß en Käl as de greaute Guat van Sauft" und wer sich sehr verwundert, sagt wohl: „O du greaute Guat van Sauft!" Ein Priester fragte mal einen Knaben: „Wieviel Götter sind?" Der Junge antwortete flugs: „Sieben! Gott der Vater, Gott der Sohn, Gott der Heilige Geist, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks der Gott Jakobs und — de greaute Guat van Sauft."

St. Ludgerus.

Als Ludgerus sich in Billerbeck aufhielt und eines Abens auf die benachbarten Berge hinaufging, kam er auch auf den Billerbecker Berg. Er fand hier mitten im Walde ein kleines erbärmliches Häuschen, und als er näher kam, sah er eine Frau in der Türe stehen, die hatte ganz schmutzige Kleider an und war im Gesicht ganz schwarz. Er ging hinein und fragte die Frau, warum sie sich nicht reinlich hielt, worauf diese ihm antwortete: „Herr, der Brunnen, den du hier siehst, ist ausgetrocknet, die ganze Gegend ist wasserleer, und ich weiß nicht, wo ich mich waschen soll!" Kaum hatte die Frau ausgeredet, so ergriff Ludgerus mit den Händen zwei Gänse, welche neben ihm standen, warf die in den ausgetrockneten Brunnen und sprach: „Diese Tiere werden sich durch die Erde einen Ausgang suchen; gebt genau acht, wo sie wieder zum Vorschein kommen, und grabt an dieser Stelle einen Brunnen, der wird euch Wasser geben in Fülle, und, so lange die Welt steht, nicht versiegen!" Die Gänse arbeiteten sich sogleich in die Erde hinein, gruben sich durch den ganzen Berg durch, und am anderen Morgen erstaunten die Leute in Billerbeck nicht wenig, als die beiden Gänse da aus der Erde hervorkamen. An der Stelle aber, wo sie ans Licht kamen, entstand eine herrliche, klare Quelle, welche gegenwärtig noch reichlich fließt und der Ludgerus-Brunnen genannt wird. Das Bildnis des heiligen Bischofs steht in Stein darauf abgebildet, wie er in der einen Hand seinen Bischofsstab trägt und mit der anderen auf den Berg hinzeigt, woher die wunderbare Quelle entstanden ist. Auf dem Billerbecker Berg selbst steht gleichfalls an der Stelle, wo ehemals der vertrocknete Brunnen war, Ludgerus in Stein abgebildet, wie er im Begriffe steht, die Gänse in den Brunnen zu werfen.

Bischof Meinberg in Paderborn und Kaiser Heinrich.

Der Kaiser hatte bemerkt, daß der Bischof das Lateinische in der Messe nicht recht aussprächе. Er ließ ihn daher ein Seelenamt für seine (des Kaisers) verstorbene Eltern halten, strich aber mit seinem Hofkaplan im Missale die Silbe sa in den Worten pro famulis et famulabus (für die Diener und Dienerinnen Gottes) zuvor aus. Der Bischof las getrost: pro mulis et mulabus für die Maulesel und Mauleselinnen), verbessert aber doch auf der Stelle seine gemachten Sprachfehler. Nach der Messe ließ ihn der Kaiser zu sich rufen und forderte Genugtuung von ihm, daß er seine Vorfahren für Esel ausgescholten hätte; Meinwerk verstand den Spaß aber übel und ließ den kaiserlichen Hofkaplan ausstäupen.

Noch schlechter gelang dem Kaiser ein anderer Spaß. Er ließ durch seine Notarien verschiedene Zettel schreiben, darauf stand in goldenen Buchstaben: „Meinwerce, bestelle dein Haus, denn in fünf Tagen mußt du sterben." Und allenthalben, wohin er im Kapitelhause kam, fand der Bischof nun dergleichen Zettel, einer fiel sogar, wie er im Winter-Speisezimmer saß, vom oberen Stockwerk vor ihn hin. Er zweifelte nicht mehr, daß es wahr sei, bereitete sich zu einem seligen Ende, nahm Abschied, ließ durch den Vicedom all seine eigene Habe unter Geistliche und Arme verteilen, fing an zu fasten, damit er sich geschickt zum Tode befinden möchte, legte sich den letzten Tag in ein Grabgewölbe nieder bis um Mitternacht und wartete mit Schmerzen, ob der Tod kommen würde; danach stand er aber von seinem Sterbebette auf und tat eine gute Mahlzeit. Er hatte indessen gleich Argwohn auf den Kaiser. Sobald der Morgen des sechsten Tages angebrochen war, kam Heinrich mit dem ganzen Hofstaat zum Bischof und wünschte ihm Glück zu seiner so baldigen Auferstehung und noch viele Lebensjahre dazu. Der Bischof aber verbarg seinen Verdruß, bis die Messe angegangen war; da hielt er eine Predigt über die Würde des priesterlichen Standes, erzählte dann, wie diese an ihm entheiligt worden wäre, und tat den Kaiser und den ganzen Hofstaat in den Bann. Der Kaiser und die Kaiserin mußten sich unter die Büßer vor der Kirchtüre stellen, bis der Bischof sie wieder zur Gnade Gottes aufnahm und in die Kirche führte.

Fortsetzung folgt.

*) Aus Westfälische Sagen. Herausgegeben von Dr. Paul Zaunert. Mit 66 alten Miniaturen, Holzschnitten und Kupfern. 406 Seiten, brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Eugen Diederichs Verlang, Jena.

Der Sternenhimmel im Monat April 1927

Von Max Valier.

Im Berichtsmonat erhebt sich die Sonne zu Anfang um 5 Uhr 40 Minuten, am Monatsende aber schon um 4 Uhr 40 Minuten früh und senkt sich um 6 Uhr 30 Minuten bezw. 7 Uhr 20 Minuten unter den Horizont. Die bürgerliche Dämmerung, bis zu deren Ende man im Freien noch lesen kann, währt etwa 42 Minuten, die astronomische, an welche die Nacht anschließt, 1 Stunde 55 Minuten.

Beginnen wir die Beobachtung mit der Abenddämmerung, den Blick gen Westen gewendet, so strahlt uns dort Venus in voller unvergleichlicher Sternenschönheit entgegen. Etwas später und höher taucht die winterliche Capella auf, im Südwesten, tief im Horizont, flimmert Sirius, der Herrliche, schon schwer mit den Dünsten kämpfend. Hoch im Osten taucht Arktur aus dem dunkelnden Blau, im Südosten Spica, im Nordosten die sommerliche Wega. Kurz darauf erscheinen die Fixsterne zweiter Lichtklasse und vollenden die Hauptfiguren der himmlischen Bilder.

Warten wir zum Monatsanfang bis 11 Uhr, zur Monatsmitte bis 10 Uhr oder nehmen am Monatsende als Zeitpunkt 9 Uhr, dann finden wir den Fixsternhimmel in der nachfolgend beschriebenen Stellung: Tief über Nordwesten glitzern die Sterne des Perseus, unter denen sich Algol, der berühmte, seiner Lichtstärke deutlich verändernde zweite Hauptstern befindet. Ueber Westen gehäuft versinken die winterlichen Bilder. Voran Aldebaran im Stier und Beteigeuze im Orion, später Procyon im kleinen Hund, während sich die Zwillinge Castor und Pollux noch lange halten und Capella überhaupt in unseren Breiten nicht mehr untergeht, sondern ihrer unteren Kulmination senkrecht unter dem Polarstern zustrebt. Ueber Südwest haben wir dann den auffallend sternarmen Zwickel des Himmels, der in der tieferen Lage von den flimmernden Sternchen der Wasserschlange mit dem einsamen Hauptstern Alphard eingenommen wird, während höher der Krebs glitzert und die Bärensterne sich polwärts mit dem matten Lichtlein der Giraffe vermischen. Ueber Süden beherrschen zuliefst die markanten Bilder Becher und Rabe das Feld. Darüber die gewaltigen Tierkreiszeichen Löwe und Jungfrau, steil zu Häupten der große Bär mit seinen sieben, den Himmelswagen bildenden Hauptsternen und zwischen ihm und dem Pol der Drache und der kleine Bär. Ueber Südost steigt dann tief die Wage auf, gefolgt von den ersten vorausgehenden Sternen des dämonischen Skorpion. Ueber Ostsüdost reckt die sommerliche Schlange ihr Haupt, getragen von Ophiuchos, dem Schlangenträger, und bedroht von Bootes, der zwischen Bärenschweif und Schlangenkopf Arkturus lohen läßt. Links von Bootes' mächtiger Figur findet man dann leicht das in die Augen fallende Sternenkränzlein der nördlichen Krone, mit der Richtung anschließend Herkules, der neben Bootes eigentlich nicht sehr imponierend mit hellen Sternen ausgestattet ist. Immerhin bilden seine sieben Hauptsterne eine recht einprägsame Figur. Ueber Nordost steigt strahlend die glanzvolle

Nr. 82

Vo
des

Erscheint
Sonderb
Sport-Bl
Illustrat
Tägl. Be
Angeleg

Geschä

Gegr
regier
Tageblatt
Neuesten
warer

Wega herauf. Aber auch das ganze wundersame Kreuz des Schwans ist bereits in liegender Stellung über den Gesichtskreis erhoben. Der Kopf des Drachen stößt vom großen Bären her gegen die Leyer vor, während Cepheus tief nach Nordnordost, Cassiopeja nach Nordnordwest, vom Polarstern aus gerechnet, hinabreichen.

Suchen wir den Himmel nach Beobachtungsobjekten ab, die in kleineren Fernrohren schon ihre Reize entfalten, so sind am Westhimmel noch immer Castor in den Zwillingen, die Krippe im Krebs, Epsilon in der Wasserschlange und Gamma im großen Löwen zu empfehlen. In der östlichen Himmelshälfte kann man mit Gamma in der Jungfrau beginnen, dann Mizar und Alkor in der Deichsel des Himmelswagens aufsuchen. In der Wage ist der Hauptstern Alpha ein so weites Paar, daß schon im Opernglase die Auflösung leicht gelingt. Warten wir noch ein wenig, bis der Skorpion mehr heraufkommt, dann lohnt sich auch die Einstellung des schönen Sterns Beta Scorpii, dessen Komponenten 13 Bogensekunden voneinander abstehen. Im Herkules sind der Hauptstern Alpha und der eben so helle Stern Delta hübsche Paare von 13 bezw. 5 Bogensekunden Abstand. Im Herkules kann aber auch ein sehr schöner kugeliger Sternhaufen beobachtet werden, der sich in der Höhe des oberen Randes der Krone, unschwer auf der Verbindungslinie der Sterne Zeta und Eta Herkulis, näher bei letzterem, findet und schon dem freien Auge in dunkler Nacht als schwaches nebliges Wölkchen auffällt. In starken Fernrohren zeigt sich dieser Kugelhaufen als Gebilde von über 7000 Fixsternsonnen, die wie Diamanten glänzen. Es gibt aber noch an 80 andere Kugelhaufen, von denen einzelne über ¼ Million Fixsterne enthalten.

Von den Planeten ist im Berichtsmonat Merkur, trotzdem er am 10. durch die größte westliche Sonnenausweichung geht, nicht zu beobachten, da er den südlichsten Teil seiner Bahn durchläuft. Venus ist, wie schon bemerkt, sogleich nach Sonnenuntergang am Westhimmel als glänzender Abendstern sichtbar und geht erst nach ½11 Uhr unter. Mars hält sich zu Monatsanfang noch bis 1 Uhr nachts, gegen Monatsende aber immerhin noch bis kurz über Mitternacht. Jupiter taucht am Morgenhimmel allmählich wieder mehr und mehr aus den Strahlenfittichen der Sonne hervor. Ende April erhebt er sich 2 Stunden vor der Sonne etwas südlich vom Ostpunkte. Saturns Aufgang verfrüht sich im Berichtsmonat von ½12 bis ½10 Uhr vormitternachts. Er steht etwas links von Beta Scorpii, fast senkrecht über dem dämonischen roten Riesenstern Antares, deutlich an seinem bleifarben matten und auffallend ruhigen Lichte erkennbar. Im Fernrohr zeigt sich der Saturnring schon bei 30—40facher Vergrößerung deutlich, da er weit geöffnet ist, und die ganze Kugel des Planeten einschließt. Uranus wäre für Frühaufsteher wohl vor Sonnenaufgang zu finden, aber man muß seinen Ort genau kennen. Trotzdem lohnt die Beobachtung nicht. Dasselbe gilt vom Neptun, der abends im Löwen in günstiger Beobachtungslage ist.

An sonstigen Beobachtungen ist auch im April das Studium der Mondkrater, Maresflächen unseres Trabanten und Streifensysteme auf seiner spiegelnden Oberfläche sehr zu empfehlen. Auch die Sonne sollte so oft als möglich auf Flecke hin untersucht werden. Ihre Tätigkeit scheint im März erheblich nachgelassen zu haben — wohl die Ruhe vor dem Sturme, denn noch immer warten die Astronomen auf das höchste diesmalige Maximum. Endlich verdient im April noch auf den wundersam feinen Schimmer des Tierkreislichtes hingewiesen zu werden, das sich bald nach Einbruch der Dämmerung über Westen als ein schräger Lichtkegel mit hellerem Kerne und blasserem Mantel zeigt und nicht mit der Milchstraße oder der eigentlichen Dämmerung verwechselt werden darf. Durch fleißige Beobachtung dieses Scheines könnten sich auch Laien um die Erforschung eines großen Himmelsrätsels verdient machen. Sternschnuppen und Meteore sind zwar im April nicht besonders häufig, doch lohnt es sicherlich, nach ihnen Ausschau zu halten.

—⊡—

Im Reiche einer fernen Welt

Von Dr. Wegner, Leiter des Berliner Planetariums.

In klaren, mondscheinfreien Nächten spannt sich ein lichter Sternbogen über uns aus, die Milchstraße, die aus unzähligen Sonnen besteht. Sie zeigt die Richtung der Grenzen unseres Sternsystems an, das wohl einer ungeheuren Linse ähnelt, nahe deren Mitte sich unsere Sonne mit ihren Planeten aufhält. Der Längsdurchmesser dieser Welt beträgt rund 50 000 Lichtjahre. 50 000 Jahre muß das Licht, das in jeder Sekunde 300 000 km zurücklegt, durcheilen, um hier von einem Ende zum andern zu gelangen. Ein modernes Geschoß, das in jeder Sekunde 1000 Meter durchfliegt, braucht hierzu etwa 13 Milliarden Jahre. Derartige Weltsysteme gibt es aber recht viele. Eins der interessantesten ist der Nebelfleck im Sternbilde der Andromeda, das bei uns zum Teil nie untergeht. Schon mit bloßen Augen erkennen wir dort ein schwaches Nebelwölkchen, das im Fernrohre einen großartigen Anblick bietet. Es sieht so aus, als ob diese Riesenspirale von Sternen von der Kante betrachtet wird. In der Mitte ist der mattleuchtende Nebel am dichtesten und spitzt sich nach den beiden Enden zu. Die Spiralarme, die den Kern umgeben, weisen verschiedene Knoten und Verdichtungen auf, während dunkle Streifen dazwischen liegen. Millionen von Sonnen mit Planeten und Monden, auf denen Zustände wie in unserer Sonnenwelt herrschen und auf denen wir Leben und Kulturen finden, bilden ein Weltgetriebe für sich, ein abgeschlossenes Ganzes, das einen Längsdurchmesser von ebenfalls rund 50 000 Lichtjahren hat. Unser Nebelfleck ist fünfmal länger und zweimal breiter als die Mondscheibe. Das mächtige Gebilde bewegt sich um seine Achse und rast in jeder Sekunde wahrscheinlich 600 Kilometer im Universum weiter. Eine wahrhaft ungeheure Entfernung trennt uns von jener weiten Welt, annähernd eine Million Lichtjahre. Wir sehen also jetzt den Nebel so, wie er vor einer Million Jahren aussah, denn damals gingen die heutigen Lichtstrahlen von ihm zur Erde aus. Wer weiß, wie er gegenwärtig gestaltet ist! Und doch ist der ferne Andromedanebel eine der nächsten Welteninseln, deren Abstand wir gemessen haben. So groß ist das Weltall, zu dem wir staunend und ehrfurchtsvoll über die Allmacht des Schöpfers aufblicken können.

—⊡—

Hege und Jagd im April

Von Wilhelm Hochgreve.

Auch der Ostermonat ist jagdlich verhältnismäßig still. Wer keine Gelegenheit hat, auf die balzenden Hähne der Tetraonen (Auer-, Birk- und Haselhähne) zu jagen, kann bis zur Mitte des Monats nur noch die Reize des Schnepfenstrichs genießen, falls die ihm zur Verfügung stehenden Waldungen dem Vogel mit dem langen Gesicht zusagen. Besser aber ist es entschieden, wir gönnen diesem am wunderbaren Zauber des Vorfrühlingsabends im deutschen Wald vornehmlich mit wirkenden Flugwilde schon vor der gesetzlichen Schonzeit seine Ruhe. Viele weidgerechte Jäger, die das Herz auf dem rechten Fleck haben, fordern gerade zu, daß die Jagd auf Frühjahrsschnepfen überhaupt unterbleiben soll. Man kann dann mit reinem Gewissen im Herbst seine Schnepfen mit dem guten Hunde suchen und wird für die Enthaltsamkeit im März (vor. April ganz zu schweigen) belohnt werden. Schießer, Auchjäger freilich, denen die Zeit von der letzten Treibjagd bis zum Aufgang der Hühnerjagd zu lang ist, wollen von solchen Ratschlägen nichts wissen —

Auch bei der Jagd auf die balzenden Tetraonenhähne ist Enthaltsamkeit zu üben. Nicht zu früh beginnen und mäßig im Abschuß, vorsichtig in der Auswahl sein, ist hier die weidmännische Parole. Vor Ende des April begnügen wir uns mit dem Verhören und Belauschen, dann erst, wenn alle Hennen befruchtet sind und die guten Hähne ihre gute Art vererbt haben, dürfen wir die hohe Gunst eines freundlichen Jägergeschicks genießen, ein paar Hähne abzuschießen. Als Waffe gelte die gute Doppelflinte und als Schrotladung Nr. 3. Die Schußweite sollte nicht über 40, höchstens 45 Schritt betragen. Nach meinen eigenen Erfahrungen und nach dem Urteil weidgerechter Hahnenjäger ist der Schrotschuß auf den Auerhahn wie auf den Birkhahn in weidgerechter Entfernung aus guter Flinte und auf den breitstehenden Hahn abgegeben, der rechte, während mit der Büchse viel Unheil angerichtet werden kann. Die Gefahr des Weidwundschusses ist auch bei einem Meister im Kugelschießen groß, die Möglichkeit aussichtsreicher Nachsuche nach dem oft weithin abstreichenden und keine „Schweißfährte" hinterlassenden kranken Hahn sehr gering. Der am Abend vorher verhörte balzende Urogallus wird im Morgengrauen angesprungen, während der Birkhahn auf dem frühzeitig bestätigten Balzplatz vom Schirm aus erlegt wird. Wer aber besondere Freude und rechten Jägerstolz über seine Beute empfinden will, der meidet den bequemen Schirm und kriecht und schleicht unbekümmert um die Feuchte im Boden, die sich recht bald den Knien und Ellenbogen mitteilt, unbekümmert um die scharfen „Stümpfe" versengter Heideflächen, über die der letzte Moorbrand dahinwütete, bis auf 40 Schritt an seinen Hahn heran und sendet ihm die Ladung Nr. 3 auf den bunten Federpanzer, falls den Liebestollen nicht das warnende Gockeln der aufmerksam in der Nähe stehenden Hennen zum Abstreichen zwang. Oder ein Moorgraben, im Frühjahr meist bis an den Rand voll Wasser, das wie Ersatzkaffee aussieht und ähnlich schmecken soll, wird zum Retter des kullernden Troubadours im blauen Federpanzer mit dem schneeweiß blitzenden fächerartig gespreizten Stoß, indem er des Jägers „Siegeslauf" (ein schweißtriefendes Kriechen nach Indianerart) jählings aufhält. Wohl schon drei Dutzend Male habe ich so etwas selbst erlebt, aber ich entsinne mich nicht, deshalb auch nur einmal meinem Weidmannsgefühl gegrollt zu haben, obwohl den müden, seit ein Uhr nachts den warmen Federn im Heidhofe entführten Gliedern die Enttäuschung vergeblicher Mühen hätte erspart bleiben können. Vergeblicher Mühen? Nein, kein Gang da draußen, fern dem Hasten und Lärmen der Kulturwelt, ist verloren. Wo der Birkhahn herrscht, ist noch ein Stück Urwelt, Wildnis, ist auch die Menschenseele frei! —

Für das versemte ritterliche Schwarzwild hat der Weidmann ein um so wärmeres Herz. Außer einem alten Keiler, der ihm vielleicht um diese Zeit vor die Büchse kommt, schont er Sauen jetzt unbedingt. Auch die anderen Wildarten, die der „Schonzeitkalender" leider nicht mit aufführt, die wilden Tauben und Kaninchen haben vor dem Weidmannsgewissen Schonzeit. Und selbst unserem Raubwilde stellen wir möglichst nicht mehr nach. Der Winter war lang genug, um die im Interesse des „Nutzwildes" nötige und auch aus Freude an dieser reizvollen Art des Weidwerkes geübte Kurzhaltung zu bewirken, und die Bälge sind zudem jetzt wertlos. Alles zu seiner Zeit! Sogar bei der Verfolgung der Raubvögel sind wir vorsichtig und wählerisch. Die meisten Raubvögel sind ganz oder aber für die Monate der Fortpflanzung staatl. geschützt! Dem Hühnerhabicht u. dem Sperber aber, diesen noch in vielen Revieren vorkommenden Raubrittern muß im Interesse der Niederwildjagd und der Kleinvogelwelt auch jetzt noch eifrig nachgestellt werden. Man paßt ihnen am besten am Horst auf. Der Habicht verrät die Wiege seiner Nachkommenschaft durch grünes Fichtenreisig, womit er den Horstrand umsteckt. Der Sperberhorst steht meist nur bis 3 Meter hoch im Stangenorte und ist nicht so leicht zu finden wie der des größeren Verwandten. Pfahleisen sind für Preußen mit Recht verboten. Wer auf einen Bussard oder gar einen Gabelweih oder Wanderfalken schießt, macht sich nicht nur strafbar, sondern zeigt damit seine Minderwertigkeit als Jäger und Naturfreund. Solche Leute gehören an den Pranger wie jeder, der sinnlos, nur aus Schießwut ein Stück Leben in der Natur zerstört, das unserer ohnehin schon fast verödeten Landschaft einen ihrer schönsten Reize schenkte. —

War der März wirklich der Lenzing, dann lassen sich gute Böcke jetzt schon als solche ansprechen. Um die Mitte des Monats haben stärkere Böcke, milde Vormonate vorausgesetzt, auch bereits gefegt. Geringere fegen bis in den Mai hinein. Geringe Hirsche werfen jetzt erst ab. Die Bachen frischen (manche auch schon im März). Die ersten Rebhuhngelege werden gefunden. Je nach dem Wetter kommen solche auch bereits im Vormonat vor. Kleestücke und Wiesen, die früh gemäht werden, sollten mit dem guten Hunde beunruhigt werden, damit die Paarhühner andere sichere Brutstätten wählen. Wildernde Hunde und Katzen haben jetzt, in der Brut- und Satzzeit, leichte Beute und müssen dem Revier ferngehalten werden, um es vorsichtig auszudrücken. Auch auf Krähen und Elstern ist scharf zu passen.

—⊡—

Der Riesenwal

Von Dr. L. Franck-Braunschweig.

Wer wollte zweifeln, daß der Riesenwal oder „Blauwal", wie er auch nach der Farbe seines Rückens genannt wird, längst von der Erde vertilgt worden wäre, wenn er nicht von dem gewaltigen Wasserlaken, das wir Meer nennen, beschützt würde, oder daß er nur noch in der Sage fortlebte, wenn ihn der große Naturgott zum Landtier bestimmt hätte? Trägt er doch mehr als genug an seinem Körper, was für den Beherrscher der Erde, der von jeher die Tier- und Pflanzenwelt für sich ausbeutete, nutzbringende Werte abwirft. Der schützende Wassergürtel war es, der ihn trotz seiner Nutzbarkeit bis auf den heutigen Tag vor der Ausrottung bewahrt hat. Waren es früher nur der Tran und Speck des Wales, den ihm die Harpunierer, wenn sie ihn totgelanzt hatten, gleich an Ort und Stelle vom Leibe hackten und seine Leiche dann schwimmen ließen, so geben sich die heutigen Geschoßträger mit Tran und Kieferbarten allein nicht mehr zufrieden. Auch sein Fleisch, ja seine Knochen, sein Skelett werden zweckdienlich verwertet. Wie man einen Baumstamm in Bohlen und Planken zerlegt, so wandern seine Skeletteile in die Knochenmühle, um dann zermahlen als wertvolles Düngemittel auf dem Markte verkauft zu werden. Gerade dem Blauwal wird wegen seiner kostbaren Barten so zugesetzt, daß er über kurz oder lang ausgerottet sein wird.

Wir aber sollten Mitleid haben, schützendes Mitleid mit den Riesenurtieren, den wenigen die uns noch erhalten sind, mit ihnen, die an Körperkraft wie erdgeschichtlichem Alter so gewaltig überlegen, doch von dem schwachen, kaum 10 000 Jahre alten Verstandestier Mensch nicht nur bezwungen, sondern aus Gewinnsucht und Schacherlust auch rücksichtslos vernichtet werden.

Und dabei stehen uns die Wale in der naturgeschichtlichen Verwandtschaft viel näher als die Fische. Sie sind Säugetiere wie die großen Landbewohner und wir selbst, sie atmen durch Lungen und bringen lebendige Junge zur Welt, die mit Muttermilch genährt werden. Es sind die gewaltigsten Tiere, die unser Erdball heute noch trägt.

Ein ausgewachsener Blauwal bringt es zur Länge eines Ichtyosaurus bis zu 30 Metern, während der geschätztere Grönlandwal sich mit „nur" 20 Metern begnügt. Die Schwere eines solchen Kolosses würde ungefähr dem Gewicht einer Rinderherde von 150—200 Stück gleichkommen oder etwa 150 000 Kilogramm.

Und doch — so ungeschlacht, so unmöglich sich ein solches Tier auf dem Lande ausnähme, so angepaßt, leicht und gewandt tummelt es sich in seinem Element, dem weiten Ozean. Einer Riesenzigarre, einem gewaltigen Torpedogeschoß gleicht die aalglatte Fläche seines Rumpfes, die wie ein Schraubendampfer fast ausschließlich durch die Drehbewegungen seiner mächtigen Schwanzflossen vorwärts getrieben wird. Zur Lenkung nach rechts oder links bedarf es nur der kurzgegliederten, dreieckförmigen Bruftflossen. Entbehren die Schwanzflossen auch eines stützenden Skeletts, so sind in ihre Flügel solch gewaltige Muskelzüge eingelassen, daß das Tier imstande ist, mit einem Schlage ein starkes Boot damit zu zertrümmern.

Als Lungenatmer sind die Wale genötigt, von Zeit zu Zeit, meist alle 3—4 Minuten, zur Oberfläche zu gelangen, um die Lungen mit atmosphärischer Luft zu füllen. An der höchsten Stelle des Kopfes sind die Nasenlöcher oder besser Atemspalten angebracht, so daß sie nur diese Stelle über Wasser zu erheben brauchen, um die verbrauchte Luft mit hörbarem Geräusch auszublasen und gleich darauf neue einzunehmen. Sobald das Tier dann wieder untertaucht, schließen sich die Atemlöcher vermittelst der lippenförmigen Hautränder durch den Wasserdruck von selbst. Doch Wasserfontänen, wie oft behauptet wird, vermag der Wal nicht durch seine Atmungsorgane auszublasen, da bei ihm Maul- und Nasenraum unverbunden sind, so daß das aufgenommene Wasser nur verschluckt oder wieder durchs Maul abgegeben werden kann. Da bei dem kräftigen Ausblasen oft Wasserteilchen mit ausspritzen, außerdem die kühlere Temperatur der Polarmeere den Atem als Wasserdampf erscheinen läßt, mochten die früheren Walfischfänger leicht zu dieser Annahme kommen. An dem verschiedenen „Blasen" der Tiere, an ihrer Atemtechnik vermögen erfahrene Jäger schon die Art der Wale zu erkennen. Der Riesenwal nähert sich im stumpfen Bogen der Oberfläche, versorgt sich mit Sauerstoff und setzt seinen Bogen in gleicher Weise auf der anderen Seite still untertauchend fort. Diese Augenblicke benutzen erfahrene Walfischfänger, um ihn zu harpunieren, oder ihm krepierende Geschosse in den Leib zu jagen.

Die Hauptnahrung sucht sich der Wal in den oberen Regionen des Meeres zusammen. Denkt man an die Gewichtsfülle jener Rinderherde, so wird einem leichter begreiflich, was ein solcher Körper zur täglichen Ernährung gebraucht. Dabei ist sein Schlund so eng, daß er größere Fische als Heringe schon nicht mehr zu schlucken vermag, außerdem so zahnlos, daß er andere auch nicht zerkauen könnte. So ist das Riesentier in erster Linie auf die Kleintiere angewiesen, die die oberen Wasserschichten der kalten Meere oft zu Milliarden bevölkern. Und darunter spielen Weichtiere, besonders die Flügelschnecken und eine Menge Arten kleinerer Krebse die Hauptrolle. Oeffnet er sein gewaltiges Maul, das fast ein Viertel seines Körpers ausmacht, so ist es, als ob zwei aneinander gelegte Riesennetze, darinnen die Barten die Maschen bilden, einander gähnten, um alles das hereinzuschöpfen, was der Größe dieser Maschen entspricht. Schließt sich das Maul, so wird durch die am unteren Gaumen festgewachsene, aber aufwärts wölbende Zunge das Wasser hinausgepreßt, und alles Freßbare bleibt in den hornartigen Bartsransen, die an die vierhundert den oberen Gaumen besetzen, hängen und kann so von der Zunge in die Rachenhöhle geschoben und bequem verschluckt werden. Um seinen Magen ein einziges Mal mit solcher Kost zu füllen, bedarf es einer Menge von über 2000 Litern.

Daß die Wale ein hohes Alter erreichen, ist aus allgemeinen Naturgesetzen zu schließen: Ihre Vermehrung erfolgt nur in großen Zwischenräumen, und mehr als ein Junges wird sehr selten auf einmal erzeugt. Allerdings hat solch Walfisch-Baby gleich bei der Geburt die Länge von 7—8 Metern, was es aber trotzdem nicht hindert, recht kindlich an seiner Mutter Brust zu trinken. Wie gelingt ihm aber dies Saugen unter Wasser, ohne daß sich die Muttermilch damit vermischt? Auch diese Schwierigkeit hat die große Allmutter Natur wieder bewunderungswürdig gelöst. Die Milchdrüsen sind an der Bauchseite des Tieres in zwei taschenförmige Vertiefungen gelagert, in die das Junge mit den vorderen Mundlippen eintaucht, um die Zitzen zu ergreifen. Hat es zum Saugen angebissen, so legen sich die hautigen Teile der Lippenränder umschließend darum, und mit kräftigem Muskeldruck kann die Walmutter ohne etwas zu vergeuden, dem Kinde ihr Bestes ins Maul flößen.

Bis vor wenigen Jahrzehnten war unter den Walfischen der Grönlandwal seiner einträglichen Barte wegen die Hauptbeute der Walfischfänger. Abenteuerliche Gesellen waren es in früheren Jahrhunderten, die todesmutig mit Harpune und Lanze dem Wal nachstellten, um die Barte als „Fischbein", den Speck als „Tran" auf den Markt zu liefern. Anders heutzutage, wo man mit Schnelldampfern, Feuergeschützen und Torpedos den Massenmord betreibt und an den nordeuropäischen Küsten zahlreiche „Walstationen" zum „planmäßigen Jagdbetrieb" errichtet hat.

So gehen der Blauwal wie der Grönlandwal bereits ihrem Untergang entgegen. Letzterer ist nur noch in den Gewässern Ostgrönlands und an der Nordküste Afrikas heimisch, während er früher alle Teile des nördlichen Polarmeeres südlich der Eisgrenze befuhr.

—⊡—

Musa-i-unnya, die größten Wasserfälle der Welt

Von Wolfgang Weber.

Gauguin hat recht, wenn er die Natur mit einem Regisseur vergleicht, der sich auf Wirkungen versteht. Meisterhaft arbeitet sie, mit Formen, Farben und Kontrasten. Wenn der Fujisan oder der Kilimandscharo sein Schneehaupt aus der Umgebung erhebt — welch unbeschreiblich elementares Ereignis! Aber wenn diese Gipfel irgendwo bei uns in den Alpen ihren Platz gefunden hätten, dann wäre ihr Eindruck ebenso abgeschwächt, wie der erste Anblick der Sambesifälle, wenn sie nicht in einem Urwaldfleck inmitten glühender Steppe lägen.

Kennen Sie die Steinwüste Südafrikas? Vier Tage fährt man von Kapstadt durch die trostlose Steppe, über deren verbranntem Boden mannshoch eine Wolke von Staub lastet, unbeweglich, so weit das Auge reicht. Sie gleicht einem dichten Nebel, über den man vom Wagenfenster aus gerade hinwegsehen kann. Kein Windstoß jagt in seine erdrückende Schwere und wirbelt die verbrannte Steppe zum Leben auf . . . Draußen stürzen immer neue Bilder vorüber, aber sie haben alle das gleiche Gesicht einer Leblosigkeit, die schließlich unerträglich wirkt.

Nur aus dieser seelischen Verfassung heraus kann sich eine Begebenheit, die ich Ihnen jetzt schildern will, zu einem unerhört starken Erlebnis gestalten. Ganz plötzlich ändert sich das Bild, die Sträucher werden dichter, ein paar grüne Blätter tauchen auf, der Busch verwandelt sich in Hochwald und von einer Höhe sieht man plötzlich fünf riesige Dampfsäulen in die Luft ragen; das zerstäubte Wasser der größten Fälle der Erde.

Von der Steppe wie mit dem Lineal abgegrenzt, liegt hier das kleine, abgezirkelte Paradies mit Palmen, Lianengewirr und gestürzten Baumriesen, ein Bild, wie man es nur viele hundert Kilometer weiter nördlich im Kongo findet. Dichtes Pflanzengewirr bedeckt den Boden, das undurchdringliche Blätterdach der Tropen hüllt alles in ein gespenstisches Halbdunkel; eine schwüle, nasse Treibhausatmosphäre raubt den Atem. Dort, im Mittelpunkt der grünen Szenerie stürzt der Sambesi mit donnerähnlichem Getöse seiner ganzen Breite von zwei Kilometern nach in eine 140 Meter tiefe Schlucht. Dort zerspritzen die gewaltigen Wassermassen zu feinem Staub, dem das grüne Wunder seine Existenz verdankt. Man kriecht ein paar Minuten durch die Hallengänge, die in das tropische Urwaldgewirr geschnitten sind und durch die die Hundsaffen huschen. Bald hört man nichts mehr als das Getöse des Wassers. Durch die freie Stelle im Blätterdach rieselt der zerstäubte Wasserdampf herab, „Mosi oa Tunya", der „donnernde Rauch", wie es die Eingeborenen nennen. Dann mit einem Male teilen sich die Bäume.

Rings im Umkreise nichts als stürzende Wassermassen, zu den Füßen eine Schlucht, an deren Wänden das Getöse tausendfach widerhallt. Kahle, senkrechte Felsen bilden mit den Urwaldriesen und der tropischen Ueppigkeit einen unheimlichen Kontrast, und über dem Ganzen spannt sich ein blendender Regenbogen.

Was will es heißen, daß sich die Victoriafälle die größten der Erde nennen; daß sie dreimal so groß sind wie die Niagarafälle und auch den Iguassu ums Doppelte übertreffen. Das zahlenmäßige Plus ist es nicht, das die Sambesifälle zu den schönsten der Erde macht, sondern die landschaftliche Eigenart hebt sie weit über alle ähnlichen Wunder unseres Planeten hinaus. Was in Amerika weiter nichts ist als das Herunterfallen imposanter Wassermassen, das ist hier von einem phantastischen Rahmen umgeben. Die Fälle selbst bilden eine Schlucht, die ebenso lang ist wie der Strom breit, nämlich nicht weniger als zwei Kilometer, und nur an wenigen Tagen der Trockenheit erscheint ihr Grund durch die Schleier des sprühenden Wassers hindurch. Ziemlich in der Mitte hat er sich bei dem sogenannten „Boiling Pot" einen Durchbruch geschaffen, dessen Felswände durch das strudelnde und wirbelnde Wasser tief zerschnitten und zu phantastischen Formen abgeschliffen sind. Die Hauptwand, die den Boiling Pot gegen die Sambesifälle hin abtrennt und die der Strom an der einen Stelle durchbrochen hat, ist ein geologisches Unikum ersten Ranges. Diese ganze hundert Meter hohe Wand hat nämlich eine Breite von nicht mehr als zehn bis zwölf Metern, und man rechnet damit, daß sie eines Tages einstürzen wird. Unterhalb des Boiling Pot hat die Schlucht aber noch kein Ende. Sie setzt sich kilometerlang in vielen, sechzig bis achtzig Meter tief eingeschnittenen Windungen fort, bis sie endlich das Ufferniveau erreicht.

Was den Fällen ihre Eigenart gibt, das ist gerade dieser Umstand, daß das Land nach den Fällen das gleiche Niveau behält wie vorher. Das ist es auch, was der Landschaft die Romantik gibt. Es scheint fast, als wenn es sich bei diesem 140 Meter tiefen Spalt um eine außerordentlich junge Erscheinung der Erdoberfläche handele. Die Wissenschaft stand diesen unerklärlichen Ereignissen inmitten der einförmigen Steppe unschlüssig gegenüber. Großes Aufsehen erregten daher die Beobachtungen des Afrikaforschers Penck vor einigen Jahrzehnten. In unmittelbarer Nähe der Fälle fand er in alten Schotterablagerungen Kieselgeräte von Eingeborenen. Diese ließen es fast absolut sicher erscheinen, daß sie älter sind als die Fälle. Daraus wieder konnte man schließen, daß die Fälle vor nicht allzu langer Zeit noch nicht existierten.

Da überraschte vor wenigen Jahren ein englischer Geologe die Wissenschaft mit der Hypothese, daß die Sambesifälle nicht älter als 300 Jahre seien, während vorher das ganze Gebiet mit einem großen Seensystem in Verbindung stand, dessen nach verändertem Klima ausgetrockneter Boden heute die Kalahariwüste darstellt. Diese Behauptung ist noch nicht ganz bewiesen, aber sie wurde ernsthaft aufgenommen. Sie war eine Sensation, wie sie nur in einem Erdteil entstehen kann, in dessen Innerem keine Kulturvölker die Ueberlieferung erhalten, und dessen Boden von Weißen damals kaum an der Küste betreten war.

Leider beginnt dieses einzigartige Stück Erde sein Gesicht als das einsame Reservat eines Naturereignisses immer mehr zu verlieren. Ein prachtvolles, durch seine Einstöckigkeit sich dem Rahmen sehr schön anpassendes Hotel an einer Biegung der Schlucht hat vielleicht am geringsten eine nachteilige Wirkung. Anders die große Eisenbahnbrücke, die den Kanon unmittelbar beim Boiling Pot überspannt. Mit 145 Metern ist sie immerhin die höchste der Erde, aber wer eine unberührte Natur sehen möchte, dem wird durch sie die Schwärmerei gründlich verdorben. Noch störender werden die Anlagen wirken, die die Pläne der großen Kraftwerke aus dem Boden stampfen werden. Für europäische Verhältnisse kolossal, ganz unwahrscheinlich